

Gewaltprävention – zur Praxis einer Theorie

Gisela Mayer

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):
Prävention braucht Praxis, Politik und Wissenschaft
Ausgewählte Beiträge des 19. Deutschen Präventionstages
12. und 13. Mai 2014 in Karlsruhe
Forum Verlag Godesberg GmbH 2015, Seite 363-378

978-3-942865-36-4 (Printausgabe)

978-3-942865-37-1 (eBook)

Errata

zum Beitrag von Gisela Mayer,

Gewaltprävention – zur Praxis einer Theorie, S. 363-377:

Die Seiten 364-370 sind der umfassenden und systematischen Darstellung von Günther Gugel entnommen.

Günther Gugel:

Gewalt und Gewaltprävention. Grundfragen, Grundlagen, Ansätze und Handlungsfelder von Gewaltprävention. Tübingen, Institut für Friedenspädagogik 2006, S.13-60

sowie

S. 281ff Online im Volltext unter:

http://www.friedenspaedagogik.de/themen/gewaltpraevention_grundlagen/gewalt_und_gewaltpraevention_buch

Gisela Mayer

Gewaltprävention – zur Praxis einer Theorie.

Inwieweit lenkt das Wissen um die Ursachen von Gewalt die Praxis der Prävention?

Praxis und Theorie sind aufeinander bezogen. Wer sich nicht mit dem Gegensatz-Klischee „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ aus der Affäre ziehen will, wird nicht umhin kommen, sich dem, was in diesem Spannungsverhältnis angesprochen wird, zuzuwenden. Das Verhältnis von „Theorie und Praxis“ begegnet uns in vielen Spielarten, wie „Wissenschaft und Praxis“, „Denken und Handeln“ oder „Utopie und Realität“. Angesprochen wird damit zweierlei:

Erstens - Denken und Handeln, Theorie und Praxis verhalten sich nicht einfach wie Stempel und Abdruck zueinander.

Zweitens - auch wenn das Interesse der Theorie auf Wahrheit und dasjenige der Praxis auf Bewältigung der Realität gerichtet ist; vernünftiges Denken und vernünftiges Handeln sind stets wechselseitig aufeinander verwiesen.

Überall dort, wo der Anspruch besteht, dass Menschen nicht einfach blindem Eifer, eingefleischter Routine oder gedankenloser Gewohnheit folgen, gehört die produktive Verbindung von Theorie und Praxis grundlegend zu einem vernünftigen, guten Leben. Unsere Vorstellung von professionellem Können, verantwortlichem Handeln, guter Erziehung und demokratischem Zusammenleben schließt die Erwartung ein, dass unser Tun und Lassen mit Hilfe vernünftiger Besinnung gelenkt und beurteilt wird. Dieser Anspruch bildet den Kern dessen, was wir heute modern mit den Begriffen „Vernunft“ oder „Rationalität“ bezeichnen. Ihr Anspruch gilt nicht mehr exklusiv für einen Kreis von Experten, sondern als allgemeine Erwartung, die wir mit Bildung, Mündigkeit und Demokratie verbinden. Mit der Bestimmung des Verhältnisses von Theorie und Praxis geht es also letzten Endes um die Frage, wie wir leben wollen (vgl. dazu Peter Fauser, November 2013).

In klassischer Tradition beschreibt Theorie ursprünglich unabänderliche Naturgesetze, die zwar erkannt, nicht aber verändert werden können. Theoretischer Erkenntnis geht es dabei um die Zuschreibung der Prädikate „wahr“ oder „falsch“, wobei Wahrheit im Sinne einer immer noch möglichen Falsifikation immer vorläufig ist.

Praxis umfasst den Bereich menschlichen Tuns, das sich so oder anders verhalten kann, änderbar ist und seinen Zweck in eben diesem Tun, also in sich selbst hat (Erziehung, Bildung, moralisches Handeln, ...). Der Gegenbegriff dazu, die Poiesis, das technisch- handwerkliche Herstellen, das seinen Zweck im hergestellten Produkt hat, ist heute nicht mehr gebräuchlich und wird durch die operative Dimension der Praxis ersetzt. Der besondere Sinn von Praxis geht hierdurch allerdings verloren - mit fatalen Konsequenzen, wenn man etwa Erziehung nur noch technisch-operational begreift.

Insofern wir Theorie heute vor allem als wechselseitige Verständigung über Perspektiven, Intentionen und Begründungen unseres Handelns verstehen, ist Theorie eingebettet in alle menschliche Praxis, die dem normativen Anspruch der Rationalität oder „Vernunft“ genügt.

I Der Präventionsgedanke

Der Gedanke der Prävention ist nicht neu. Schon immer versuchte man mit vorausschauendem Handeln und Vorsorge negativen Entwicklungen vorzubeugen oder negative Folgen des Handelns zu vermeiden.

„Prävention“ (lat. prävenire) bedeutet im Wortsinn „etwas zuvor kommen“ aber auch „voraus gehen“. Der Präventionsgedanke wird für weite Bereiche der Gesellschaft verwendet: Suchtprävention, Vorsorgeuntersuchungen, Altersvorsorge und eben auch Kriminalitäts- und Gewaltprävention. Häufig wird Gewaltprävention dem Bereich der Kriminalitätsbekämpfung zugeordnet und als „Verhütung von Gewaltkriminalität“ verstanden (Zypries, 20.11.2003). Demgegenüber betont der WHO Guide die Unterscheidung von Gewalt- und Kriminalitätsprävention. Kriminalitätsprävention orientiert sich an der Verhinderung von Straftatbeständen und der Etablierung gesetzeskonformen Verhaltens. Diese begriffliche Bestimmung greift hinsichtlich des Begriffs der Gewaltprävention zu kurz. Viele Delikte, die unter Strafe stehen, haben mit der Ausübung von Gewalt nichts zu tun, wohingegen nicht alle Gewaltformen von der Strafjustiz erfasst werden.

Gewaltprävention bezieht sich dabei vor allem auf eine Verhaltensbeeinflussung und -veränderung von Personen und orientiert sich zumindest im mitteleuropäischen Raum überwiegend an den Normübertretungen Jugendlicher.

II Der Begriff der Gewaltprävention

Was unter Gewaltprävention verstanden wird, ist vor allem davon abhängig, was unter Gewalt verstanden wird und worin die Ursachen von Gewalt gesehen werden.

Alltagsvorstellungen von Gewalt spiegeln dies wieder. Etwa, wenn gefragt wird „Ist diese Handlung für dich Gewalt?“ (vgl. Schwind, Baumann 1989). Auf die Aussage „jemandem sein Eigentum wegnehmen“ antworteten 54% der Jugendlichen mit „ist Gewalt“, wohingegen „jemanden mit Worten, Gesten oder Gebärden zu beschimpfen oder zu beleidigen“ für 78% der Jugendlichen keine Gewalt darstellt.

Eine detaillierte Darstellung des Begriffs Gewalt finden wir im World Report on Violence and Health, der 2002 von der WHO veröffentlicht wurde. Unter Gewalt wird hier verstanden „Der absichtliche Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft, der entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklungen oder Deprivation führt.“

Diese Definition umfasst individuelle Gewalt, zwischenmenschliche Gewalt ebenso wie suizidales Verhalten oder bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Gruppen.

Gewaltprävention braucht einen derart differenzierten Gewaltbegriff. Aber nicht nur, was unter Gewalt verstanden wird, sondern auch wo die Ursachen der Entstehung von Gewalt liegen, ist wesentlich für die Praxis der Gewaltprävention.

Die Anforderungen an Gewaltprävention sind vielfältig. Um nur einige zu nennen: Alle Arten von Gewalt sind einzubeziehen, multimodal ist anzusetzen (also Familie, Schule, Peergroup, ist einzubeziehen), spezifische Lebensbedingungen sind zu berücksichtigen, der Genderaspekt ist zu berücksichtigen, wissenschaftliche Begleitung und Evaluation ist erforderlich, die Arbeit sollte in Netzwerken stattfinden. Kann die Praxis diesen Anforderungen gerecht werden, oder ist eine strukturelle Überforderung nicht zu vermeiden?

Deutlich werden die Anforderung an Gewaltprävention, wenn man sich die Liste der am häufigsten in Berichten genannten Fehler ansieht (vgl. G. Gugel, 2006, S. 19ff):

- mangelnde Situationserhebung
- mangelnde theoretische Fundierung
- mangelnde Berücksichtigung der Entstehungsbedingungen des Konfliktes
- fehlende Kontinuität der Projekte
- mangelnde Kooperation mit anderen Einrichtungen
- mangelnde Berücksichtigung kultureller Überzeugungen und Gewohnheiten
- mangelnde Verzahnung von gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Hilfen.
- ...

Sind diese angemahnten „Fehler“ lediglich Resultat individueller, persönlicher Unzulänglichkeiten oder liegen sie in der Komplexität der Vorhabens „Gewaltprävention“ begründet? In den letzten Jahren ist eine nahezu unübersehbare Fülle von Publikationen zum Thema Gewaltprävention erschienen. Dennoch wird der Begriff der Gewaltprävention zumeist nur unzureichend differenziert und präzisiert. Es finden sich in der Literatur zudem häufig Vermischungen von Prävention und Intervention, zum Teil wird Intervention auch als Teil der Prävention verstanden.

Eine allgemein akzeptierte Definition der Gewaltprävention schlägt die WHO vor, wenn sie unter Gewaltprävention

„...alle institutionellen und personellen Maßnahmen, die der Entstehung von Gewalt vorbeugen bzw. diese reduzieren. Diese Maßnahmen zielen ab auf die Person selbst, auf die Lebenswelt dieser Adressaten wie auch auf den Kontext der sie tangierenden

sozialen Systeme“ (G. Schatz, Gewaltprävention, in I. Becker-Textor/ M. R. Textor (Hg), SGB VII, Online-Handbuch)

versteht.

In Ansätzen der westlichen Industriestaaten wird Gewaltprävention weitgehend als Prävention von Jugendgewalt verstanden. Der folgende Text bezieht sich vorzugsweise auf dieses Verständnis von Gewaltprävention.

Der Bezugsrahmen

Gewaltprävention arbeitet - bewusst oder unbewusst - immer vor dem Hintergrund normativer Vorstellungen, wie in Zukunft Entwicklungen verlaufen sollen und welche Verhältnisse als erwünscht oder unerwünscht und problematisch eingestuft werden. Deshalb werden mit Gewaltprävention auch immer Fragen des Zusammenlebens oder der gesellschaftlichen Entwicklung angesprochen, oder, wie Nelson Mandela sagt:

„Gewalt gedeiht dort, wo Demokratie und Achtung vor Menschenrechten fehlen und die Regierungsgeschäfte schlecht geführt werden.“ (vgl. WHO, 2003)

Soll Gewaltprävention sich nicht in einem bloßen „gegen Gewalt“ erschöpfen, bedarf es eines übergeordneten Bezugsrahmens. Ein solches Bezugssystem stellen auf einer normativen Ebene die Menschenrechte dar, auf einer kulturellen Ebene bietet das von der UNO proklamierte Projekt einer Kultur des Friedens einen Orientierungsrahmen. Solche Bezugssysteme und Orientierungsrahmen haben die Funktion, das eigene Handeln in einem größeren Kontext zu verorten und es als Beitrag zu einem gemeinsamen Ziel zu verstehen. In der Erklärung zum Weltethos formuliert das Parlament der Weltreligionen das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person als Verpflichtung zur Durchsetzung einer „Kultur der Gewaltlosigkeit, des Respekts, der Gerechtigkeit und des Friedens (vgl. Erklärung zum Weltethos, Chicago 1993, S.3).

Verschiedene Ansätze

Trotz weitgehender Einigkeit über die Notwendigkeit von Gewaltprävention und deren übergeordneten Zielen, lassen sich idealtypisch zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze unterscheiden.

Ordnungspolitisch orientierte Ansätze, die häufig auch als repressiv bezeichnet werden, versuchen durch strengere Gesetze, Überwachung und Sanktionierung das Problem „Gewalt“ in den Griff zu bekommen.

Demgegenüber versuchen demokratisch-partizipatorisch orientierte Ansätze die Betroffenen verantwortlich in die Lösung der Probleme mit einzubeziehen. Dabei geht es darum, die jeweils eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten durch unterstützende Angebote zu entwickeln und zu begleiten.

In diesem Zusammenhang gewinnt der Bereich der konstruktiven Konfliktbearbeitung zunehmend Bedeutung als Beitrag zur Gewaltprävention. Zum einen sind Konflikte permanent in Gefahr zu eskalieren und in gewalttätige Austragungsformen abzugleiten, zum anderen fördert die Entwicklung einer Streitkultur ein konstruktives soziales Zusammenleben und positive Formen des Interessenausgleichs. Auch wenn es bei der Gewaltprävention darum geht, Gewalt einzudämmen bzw. zu verhindern, während im Zentrum konstruktiver Konfliktbearbeitung die Ermöglichung des Interessenausgleichs mittels kommunikativer Verfahren steht, sind beide Bereiche als einander ergänzend zu betrachten.

III Entstehung von Gewalt

Eine weitere Grundfrage zielt auf die Zusammenhänge von Motiven, Gründen und Ursachen für die Entstehung von Gewalt ab. Gewaltprävention setzt voraus, dass die Gründe und Ursachen eines Verhaltens, auf das präventiv eingewirkt werden soll, bekannt sein müssen.

„Denn nur, wenn man weiß, warum sich ein bestimmtes Verhalten zeigt bzw. in welchem Kontext es sich darstellt, kann zielgerichtet auf diese Ursachen Einfluss genommen werden und kann versucht werden, die Erscheinungsformen zu verhindern.“ (T. Feltes, 1993)

Die Aggressions- und Gewaltforschung bietet eine Vielzahl von Erklärungsmodellen und Theorien, die für die Praxis der Gewaltprävention von wesentlicher Bedeutung sind. Das „ökologische Erklärungsmodell“ der WHO reflektiert diesen Umstand, indem es verschiedene Ursachen als Erklärungsansatz bietet und zugleich einen Rahmen für deren Wechselwirkung liefert.

Das Modell beschreibt vier Ebenen:

Die individuelle Ebene, die biologische Faktoren und persönliche Entwicklungsfaktoren reflektiert. Die Beziehungsebene, die Familie, Partner, Freundeskreis, Peergroup, Kollegen in Augenschein nimmt. Die Gemeinschaft. Hier werden die Bedingungen in der Schule, am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft berücksichtigt. Die Gesellschaft, deren soziale und kulturelle Normen, Gesundheits-, Wirtschafts-, Bildungspolitik in ihrer Bedeutung für die Entstehung von Gewalt angesehen werden.

IV Theorien zur Entstehung von Gewalt

Gerade im Bereich der Aggression und Gewalt existieren eine Reihe von Alltagstheorien wie beispielsweise „der Mensch ist von Natur aus böse“ oder „Kriege und Gewalt hat es schon immer gegeben“, die die Funktion haben, das eigene Weltbild aufrechtzuerhalten. Die Frage nach der Entstehung von Gewalt ist daher immer auch die Frage nach dem dahinterstehenden Menschen- und Weltbild. Die Aggressionsforschung der letzten fünfzig Jahre hat sich vor allem mit den folgenden psychologischen Modellen auseinandergesetzt.

Klassische psychologische Theorien

Triebtheorien. Die Triebtheorien stammen aus dem Bereich der tierischen Verhaltensforschung und nehmen auch beim Menschen einen genetisch determinierten Aggressionstrieb an (vgl. K. Lorenz, Das sogenannte Böse, 1965). Die Existenz eines biologisch bedingten Aggressionstriebes ist heute wissenschaftlich nicht mehr haltbar, dennoch sind derartige Erklärungsansätze beliebt, insofern sie moralische Entlastung bieten. Für ein Verhalten, das instinktgesteuert ist, muss keine Verantwortung übernommen werden.

Frustrations-Aggressions-Theorie. Aggression wird als Reaktion auf Frustrationen verstanden, wenngleich eingeräumt werden muss, dass nicht jede Frustration zwangsläufig zu Aggression führen muss (vgl. J. Dollard, Frustration und Aggression, Weinheim 1970). Frustrations-Aggressions-Theorien erklären allerdings nicht, ob der Zusammenhang zwischen Frustration und Aggression erlernt ist; desweiteren, ob jede, oder nur bestimmte Arten von Frustration Aggression auslösen. Festgestellt ist lediglich, dass ein Zusammenhang zwischen einengenden Lebensverhältnissen und verstärkter Aggressionsneigung besteht.

Lerntheorien. Aggression ist dem lerntheoretischen Ansatz zufolge ein Verhalten wie jedes andere und wird erlernt. Maßgebend sind hier die Konzepte von Erfolg und Misserfolg; zur Erklärung komplexerer Lernvorgänge wird im Allgemeinen der Ansatz des Modelllernens herangezogen. Die erzieherische Konsequenz dieses Modells wäre, dass aggressive Verhaltensmuster nicht belohnt werden (vgl. A. Bandura/R. Walters, München 1972). Lerntheoretisch nicht erklärbar ist allerdings, weshalb Menschen verschieden auf bestimmte aggressive Vorbilder reagieren, z.B. weshalb beispielsweise Frauen aggressive Modelle anders verarbeiten als Männer.

Psychologische Aggressionstheorien sind als umfassende Erklärungsansätze für aggressives Verhalten allerdings unzureichend, insofern sie gesamtgesellschaftliche Einflüsse und Entwicklungen nicht adäquat berücksichtigen, Aggressionshandlungen häufig nur individuell und punktuell betrachten und demzufolge häufig zu monokausalen Erklärungsansätzen neigen.

Aggression und Gewalt sind jedoch gerade bei Jugendlichen vor allem Gruppenphänomene, die zum Teil zu kollektiven Handlungsmustern werden oder auf kollektiven Legitimationsmustern beruhen.

Sozialpsychologische Erklärungsansätze

Aggression und Strafe. Bestrafung durch körperliche Züchtigung als erlebte Gewalt zerstört nicht nur das Vertrauen zu der jeweiligen Bezugsperson, sondern steht nachweislich in engem Zusammenhang zu späterer eigener Gewaltanwendung. (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2004, C. Pfeiffer, KFN, 1999).

Aggression und Geschlecht. Studien der Entwicklungspsychologie verweisen auf geschlechtsspezifische Unterschiede bei aggressiven Verhaltensweisen. Unklar ist bisher, ob es sich dabei um biologisch bedingte Unterschiede oder Ergebnisse von geschlechtsrollenspezifischen Erwartungen und Sozialisationseinflüssen handelt.

Aggression und Gruppen. Vor allem im Bereich der Jugendgewalt spielen gruppendynamische Prozesse eine wesentliche Rolle. Das Bemühen, sich Zugehörigkeit zu und Anerkennung in einer Gruppe zu verschaffen, kann bei ungünstiger Konstellation der gruppenspezifischen Normen Gewaltverhalten begünstigen.

Ein zweiter Faktor besteht in der Förderung gruppenspezifischer Aggression durch Etablierung einer repressiven Rangordnung. Zudem tendieren Gruppen dazu, sich aggressiv gegen andere abzugrenzen und so den inneren Zusammenhalt zu sichern. Insofern dient Aggression hier dem erstrebten Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft (Pfeiffer, a.a.O.).

Aggression und Medien. Ein kausaler Zusammenhang zwischen Gewaltkonsum und Gewalthandlungen wird in der Medienforschung nicht gesehen. Unbestritten ist allerdings, dass aggressives Verhalten erlernt wird. Der stärkste Einfluss bezüglich des Lernprozesses geht von der unmittelbaren, familiären Umgebung aus, nachgeordnet ist der Einfluss der Peergroup und sozialen Umgebung. An dritter Stelle treten die massenmedial angebotenen aggressiven Modelle auf, die allerdings für bestimmte Problemgruppen starke Effekte zeigen (Kunczik/ Zipfel, 2002).

Moderne Theorien und Modelle gehen nicht mehr von linearen oder direkten Ursache-Wirkungszusammenhängen bei der Entstehung von Gewalt aus, sondern von einem komplexen Zusammenspiel vielfältiger Einzelelemente. Besondere Bedeutung kommt auch der zunehmenden sozialen Desintegration in modernen Gesellschaften zu, die mit der Auflösung traditioneller Verbindlichkeiten, Prozessen des Wertewandels und sozialer Verunsicherung gewalttätige Verhaltensweisen begünstigen.

Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung interessiert sich gegenwärtig vor allem für das Was und Wie des Gewaltverhaltens und nimmt vor allem das Problem der Ge-

waltdynamik in den Blick. Für die Praxis der Prävention sind jedoch vor allem Erklärungsansätze über Zusammenhänge der Gewaltentstehung notwendig, um bei entsprechenden Präventionsmaßnahmen differenziert und wirkungsorientiert vorgehen zu können.

Insofern Gewaltprävention vor dem Hintergrund normativer Vorstellungen, wie in der Zukunft Entwicklungen verlaufen sollen und welche Entwicklungen als unerwünscht vermieden werden sollen, stattfindet, ist immer schon die zugrundeliegende Vorstellung von den Möglichkeiten menschlichen Zusammenlebens thematisiert.

Die Frage nach den Entstehungsbedingungen von Gewalt ist dabei eine eigentlich philosophisch-anthropologische Frage, die Frage nach dem Wesen des Menschen, nach unserem Menschenbild.

V Gewaltprävention und Neurobiologie

Konzepte und Vorstellungen vom Menschen begegnen uns in der Kunst, der Literatur, in der Philosophie und den Humanwissenschaften. Auf die Frage danach, ob der Mensch gut oder böse, egoistisch oder altruistisch sei, gibt es vielfältige Antworten, deren Bandbreite von „Mord steckt in uns“ (Spiegel, 35/2005) bis zu dem Ausdruck höchster Wertschätzung reicht, der in den USA lautet „He/she is a mensch“.

Die ursprünglich philosophische Fragestellung nach dem Wesen des Menschen wird heute zunehmend zum Gegenstand der empirischen Humanwissenschaften. Die Aussage der Philosophie der Antike, dass der Mensch von Natur aus ein gemeinschaftsbildendes Wesen sei, das erst in seinem Gegenüber ganz zu sich selbst käme (Aristoteles, *Politika*) wird heute von der Neurobiologie bestätigt. Joachim Bauer erkennt den „Kern aller Motivation in der Suche nach zwischenmenschlicher Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung“ (vgl. J. Bauer, *Schmerzgrenze*, 2008).

Der Mensch ist wesentlich auf Interaktion, auf Beziehung hin ausgerichtet. Alles, was Menschen in Beziehungen erleben, wird vom Gehirn in biologische Signale verwandelt und wirkt sich auf die Biologie und Leistungsfähigkeit aus. Damit wird das Verhalten beeinflusst, was wiederum Auswirkungen auf unsere Beziehungen hat.

Neurobiologische Studien zeigen, dass die entscheidende Voraussetzung für das Funktionieren unserer Motivationssysteme die soziale Anerkennung und persönliche Wertschätzung, die ein Mensch erfährt, sind.

Das menschliche Motivationssystem wird durch soziale Interaktionen, die mit Vertrauen und guter Interaktion verbunden sind, aktiviert. Bereits die bloße Erfahrung, freundlich zugewandten anderen Menschen zu begegnen, erweist sich beim Menschen als biologisch verankerte Grundmotivation. Umgekehrt ist ein auf diese Weise aktiviertes Motivationssystem ein sicheres Vorzeichen dafür, dass sich die Betroffenen ihrerseits vertrauensvoll und kooperativ verhalten werden (Rilling et Koll.,

2002). Zudem ist das menschliche Gehirn nicht nur auf diese Weise als „social brain“ zu verstehen, sondern ist darüber hinaus auch auf Fairness ausgerichtet (Moll et Koll, 2006). Der eigene Vorteil, verbunden mit einem Nachteil für einen anderen Betroffenen, schmälert den Ausstoß der sogenannten Glücksbotenstoffe. Diese Botenstoffe, Dopamin und Oxytozin, bilden dabei ein kooperierendes, aufeinander abgestimmtes System. Der Motivationsbotenstoff Dopamin versetzt den Körper psychisch und physisch in einen Zustand der Handlungsbereitschaft und Konzentration. Oxytozin ist ein wesentlicher Bestandteil der Motivation, Bindungen und Beziehungen einzugehen und beizubehalten. Oxytozin ist dabei sowohl Ursache als auch Wirkung von Bindungserfahrungen. Er wird verstärkt hergestellt, wenn es zu vertrauensstiftenden Begegnungen kommt, stabilisiert andererseits aber auch rückwirkend Bindungen, die zu seiner Ausschüttung geführt haben. Falsch wäre es allerdings, angesichts dieser Tatsachen anzunehmen, dass dies eine Art Garantie dafür darstellt, dass sich der Mensch positiv im Hinblick auf seine Bindungs- und Beziehungsfähigkeit entwickelt. Die genetische Ausstattung kann lediglich dafür garantieren, dass die neurobiologischen Werkzeuge dafür vorhanden sind. Sollten vor allem während der Kindheit und Jugend positive Bindungserfahrungen ausbleiben, hat dies fatale Folgen für die spätere Beziehungsfähigkeit der betreffenden Person. Für die neurobiologischen Systeme gilt die Aussage der amerikanischen Hirnforschung „use it or loose it“.

Ohne gelingende Beziehungen gibt es demzufolge keine dauerhafte Motivation. Scheiternde Beziehungen, Ausgrenzung und soziale Isolation führen zu Stress- und Angstreaktionen, lösen Depression und Aggression aus.

Funktion von Aggression

Aggression ist kein Selbstzweck, sondern steht immer im Dienst des Strebens nach Anerkennung, Kooperation und sozialer Zugehörigkeit.

Die Überzeugung, dass Erfolg vor allem Aggression voraussetze, wie sie in dem Sprichwort „If you can't beat them, join them“, das aus dem angelsächsischen Raum stammt, zum Ausdruck kommt, hat sich als unhaltbar erwiesen. Aktuelle neurobiologische Forschungsergebnisse legen vielmehr nahe, das Sprichwort auf den Kopf zu stellen – „if you can't join them, beat them“ (J. Twelge). Aggression ist kein Selbstzweck, sondern steht im Dienst der Kooperation, es geht in vielfältiger Weise immer um das Gelingen von Beziehungen.

Wir kennen

- Aggression im Dienst der Verteidigung bestehender Beziehungen gegen äußere negative Einflüsse.
- Aggression im Kampf um Zuwendung und Anerkennung. So zum Beispiel unter Geschwistern im Wettstreit um elterliche Zuwendung oder unter Kollegen im Wettstreit um die Anerkennung des Vorgesetzten.

- Aggression innerhalb von Beziehungen entsteht als Signal für Dysbalancen bei ungleicher Verteilung von Vor- und Nachteilen, gegebenenfalls auch als „Test“ für die Qualität und Stabilität der Beziehung.
- Aggression im Dienst der Gemeinschaft entsteht mit der Intention durch Abgrenzung und gemeinschaftlichen „Kampf“ gegen Außenstehende diese Gemeinschaft herzustellen oder zu verteidigen. Bei Jugendlichen ist diese Variante der Aggression kennzeichnend für Mobbing, sie tritt aber auch bei Kampf- oder Kriegskameradschaften auf.
- Aggression aufgrund von Verwahrlosung oder negativen Beziehungserfahrungen. Diese Variante der Aggression ist zumeist das Resultat langdauernder, intensiver Gewalterfahrungen in Zusammenhang mit sozialer Isolation, wie sie etwa bewusst herbeigeführt wird bei der Ausbildung von Kindersoldaten in Afrika oder Terroristen in verschiedenen Regionen der Welt.

Aggression steht dabei immer in funktionalem Zusammenhang mit dem Grundbedürfnis nach Zuwendung, sozialer Anerkennung und positiver Beziehung. Aggression ist immer ein kommunikatives Signal, das der Umwelt anzeigt, dass eine Person nicht in der Lage oder bereit ist, einen ihm zugefügten physischen oder psychischen Schmerz oder eine damit zusammenhängende Bedrohung hinzunehmen. Voraussetzung für die Verständlichkeit eines solchen Signals ist seine sogenannte Kontingenz – das bedeutet, seine zeitliche und räumliche Nähe zu dem Ereignis, das sie hervorgerufen hat.

Aggressionsverschiebung

Um die volle Bandbreite menschlicher Gewalt zu verstehen, muss man das Phänomen der Aggressionsverschiebung beleuchten. Aggressive Impulse richten sich nicht immer an den Adressaten, der für die Provokation verantwortlich ist, sie können gegen eine andere Person gerichtet, „verschoben“, sein. Diese Verschiebung kann auch die Zeit betreffen. Menschen, die aggressionsauslösenden Reizen ausgesetzt waren, zeigen eine aggressive Reaktion manchmal erst mit erheblicher, zeitlicher Verzögerung.

Verschobene Aggression hat in vielen Fällen ihre kommunikative Funktion verloren. Wie sollen die hier und jetzt von einer aggressiven Handlung Betroffenen erkennen und verstehen, dass der aktuellen Gewaltäußerung Ereignisse zugrundeliegen, die vor langer Zeit und in einem anderen Kontext stattfanden? Verschobene Aggression wird in der Regel nicht als das verstanden, was sie sein sollte: als Appell des aggressiven Akteurs, mit dem er auf Schmerz, Ausgrenzung, Demütigung oder gescheiterte Beziehung und fehlende Bindung hinweisen will (vgl. J. Bauer, Schmerzgrenze, 2011).

Wenn wir verhindern wollen, dass Menschen - besonders Kinder und Jugendliche – die die Kontrolle über ihre aggressiven Impulse verloren haben, zu Gewalttätern und geächteten Außenseitern werden, müssen wir in unserem präventiven Handeln diese Ergebnisse neurobiologischer Forschung berücksichtigen. Erwachsene können, wenn

Bindungen fehlen oder Beziehungen scheitern, auf ihre Umwelt konstruktiv oder destruktiv einwirken. Kinder sind im Vergleich zu Erwachsenen weitgehend macht- und hilflos. Sie verfügen nicht über die kognitiven Möglichkeiten ihrer Umgebung eine klar verständliche, geordnete Mitteilung über einen Mangel an Bezugspersonen, an vertrauensvollen Bindungen oder über Ausgrenzungserfahrungen zu machen.

Kinder und Jugendliche teilen sich uns durch ihr spontanes Verhalten, ihre Vertrauensbereitschaft oder ihr Misstrauen, durch ihre Kooperationsbereitschaft oder durch Aggression mit. Vernachlässigte oder an Gewalterfahrungen gewöhnte Kinder und Jugendliche interpretieren ihre Umwelt eher als gefährlichen, aggressiven Ort als solche, die in zugewandten Beziehungen aufwachsen. Gewalterfahrungen verändern das Wahrnehmungsschema im Gehirn und führen dazu, dass Betroffene auch ihnen unbekannt Menschen feindselige Absichten und aggressive Handlungen unterstellen. Auch völlig neutrale Reize, wie ein zufälliger Blickkontakt oder eine versehentliche Berührung werden dann als aggressiver Übergriff interpretiert und ebenso beantwortet.

Kinder und Jugendliche, die nicht die Erfahrung einer verlässlichen zugewandten Beziehung haben, erleiden auf allen Gebieten Nachteile. Sie zeigen verminderte Leistungen im Bereich Sprache. Lesen oder Mathematik, ihre Problemlösungsfähigkeiten sind reduziert. Sie haben meist auch Schwierigkeiten bei Gleichaltrigen Anerkennung oder soziale Zuwendung zu finden und werden bevorzugt Opfer von Ausgrenzung und Demütigung. Diese Kinder und jungen Menschen sehen häufig die einzige Möglichkeit, sich Anerkennung und Zuwendung zu verschaffen im Bereich Aggressivität und der Ausübung von Gewalt. Die gegenwärtig zu beobachtende Zunahme an Formen der Ausgrenzung und Demütigung wie Mobbing oder die besonders üble Form des Cyber-Mobbing zeigen, dass sich derartige „circles of violence“ ausbreiten und erhebliche, langfristige Schäden bei den Opfern hinterlassen.

Mobbing als systemisches Phänomen ist dabei als als Ausgrenzung und Aggression im Dienst der Suche nach Gemeinschaft zu verstehen. Wenn es innerhalb einer Gemeinschaft an Bindung, Zusammenhalt oder verlässlichen Beziehungen fehlt, kann die Konstruktion einer „outgroup“ oder einer einzelnen ausgegrenzten Person Abhilfe schaffen. Wo ein starkes „Feindbild“ projiziert wird, kann das kollektive aggressive Handeln gegen diese Gruppe oder Person ein Gefühl gegenseitiger Verbundenheit herstellen, um das es dem Aggressor eigentlich geht. „Outgroups“ werden also häufig erst erzeugt, damit sich diejenigen, denen es an Bindung und gemeinsamen Zielen fehlt, in einer „ingroup“ zusammenfinden können. (J. Bauer, a.a.O.)

VI Gewaltprävention und Beziehung

Soziale Ausgrenzungen und Demütigungen ereignen sich in Familien, in Kindergarten und Schule ebenso wie im beruflichen Alltag. Die Austragung von Konflikten ist in allen diesen Lebensbereichen unausweichlich und ein wesentliches Erfordernis. Nicht erforderlich ist jedoch, sie mit Demütigungen, Gewalt und Ausgrenzung zu verbinden.

Zu hoher Leistungsdruck, Ausgrenzung, Demütigung und die Gefahr körperlicher Gewalt machen Angst und aktivieren das menschliche Stresssystem. Das aktivierte Stresssystem jedoch verhindert entspannte Aufmerksamkeit, Konzentration und beeinträchtigt das, worauf es in der Schule vor allem ankommt, das Lernen. Kritik und Rückmeldungen in Form von Noten können junge Menschen anspornen, wo diese Rückmeldungen jedoch mit Bloßstellung und Demütigungen verbunden sind, entsteht Dauerstress, der die Leistungsentwicklung behindert (vgl. hierzu die im September 2014 veröffentlichten Ergebnisse des interdisziplinären Forschungsprojekts TARGET der FU Berlin, die die Relevanz von Stress und misslingenden Beziehungen zwischen Schülerinnen/Schülern und Lehrerinnen/Lehrern als wesentlichen Faktor für die Entstehung von Gewalt bestätigen. H. Scheithauer, Berlin 2014).

Kinder und Jugendliche sind in einem noch höheren Maße als Erwachsene auf Beziehungen und Bindungen angewiesen. Dabei sind Beziehungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen keine Einbahnstraßen, sondern Straßen mit lebhaftem Gegenverkehr. Was Eltern/Lehrer und andere Bezugspersonen tun, bildet sich in den Köpfen der Kinder und Jugendlichen ab, darüber hinaus registrieren sie, wie sie in den Köpfen der Erwachsenen wahrgenommen werden und erkennen daran nicht nur, wer sie sind, sondern vor allem, wer sie sein können. „Sie leben gewissermaßen in den Korridor der Vorstellungen und Visionen hinein, die sich ihre Bezugspersonen ... von ihnen machen.“ (J. Bauer, 2010). Fehlt ein solcher Zukunftskorridor, weiß das Kind oder der junge Mensch nicht, wohin die Reise gehen soll.

Das System der Spiegelneurone

Die neurobiologische Grundlage für die Entstehung von Beziehungen ist ein Netz von Nervenzellen, das System der Spiegelneurone, „mirror neuron system“, das die Zeichen, die ein anderer aussendet, verwertet und daraus rekonstruiert, was in diesem Menschen vorgeht. Menschen sind keine isolierten Wesen, sie sind immer Bestandteile eines engvernetzten sozialen Gewebes (Keysers 2013).

Allein mit Einfühlung ist das Potential der Spiegelneurone jedoch nicht ausreichend beschrieben. Indem wir auf die Zeichen, die das Verhalten eines anderen Menschen aussendet, reagieren – und das tun wir nicht freiwillig oder wahlweise, sondern immer und in jeder Situation, manchmal deutlich und bewusst, häufig jedoch unbewusst – spiegeln wir etwas zurück. Unser Gegenüber und ganz besonders Kinder und Jugendliche suchen nach diesem Spiegelbild und sie tun dies aus zwei Gründen. Sie wollen spüren, dass sie wahrgenommen werden und sie wollen wissen, wie sie wahrgenommen werden. Sie wollen wissen, wer sie sind oder sein können.

Der „Zukunftskorridor“

Junge Menschen suchen in dem Bild, das sich Erwachsene von ihnen machen, Auskunft darüber, wer sie sind, aber auch was sie sich zutrauen dürfen, worin ihre Poten-

tiale und Entwicklungsmöglichkeiten bestehen. Mittels der Art, wie wir jungen Menschen durch unser Reden und unser Verhalten Auskunft über sich selbst geben, legen wir eine Art „Korridor“ an, der in die Zukunft weist und in dem sich – bis zu einem gewissen Grad – die Kraft einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung entfalten kann.

Ein beeindruckendes Beispiel dieses Vorgangs war für mich ein Gespräch mit einem jungen Täter, der sich des Totschlags schuldig gemacht hatte und der zu der Frage nach den Motiven und Gründen für seine Tat angab: „Als ich ein Kind war und traurig war, dachten alle, ich sei wütend. Na gut, dann wurde ich eben wütend.“

Im Hinblick auf diesen „Zukunftskorridor“ ist die Warnung von Wiebke Steffen vor einer „Entgrenzung des Kriminalitäts- und Präventionsbegriffs“ von entscheidender Bedeutung,

Wenn ganz normale Projekte, etwa solche der Jugendarbeit, mit dem Ziel „Kriminalprävention“ durchgeführt werden – auch deshalb, um sie finanziert zu bekommen – dann können nicht nur zivile Sachverhalte in kriminalitätsbezogene Sachverhalte umgedeutet werden und eine ganze Generation, nämlich die der heranwachsenden, als potentiell „kriminell“ oder „gewalttätig“ stigmatisiert werden, sondern dann kann es auch zu einer Kriminalisierung der Sozialpolitik kommen...“ (W. Steffen, Gutachten zum 19. Deutschen Präventionstag, Bielefeld 2013).

Als was für ein Wesen wird sich ein junger Mensch begreifen, wenn er erkennt, dass er einer ist, vor dem die Erwachsenen warnen, den sie als potentielle Bedrohung verstehen? „...Manche Dinge, die heute öffentlich gesagt werden, können eigentlich nur gesagt werden von Leuten, die keine Kinder haben oder ihre Kinder abgeschrieben haben.“ (R. Spaemann, Stuttgart 2012)

Prävention als die Kunst des „Vorausgehens“

Junge Menschen befinden sich in einer Entwicklungssituation, von der sie nicht wissen, wohin sie führt. Das macht zunächst Angst. Deshalb suchen sie unbewusst in dem Bild, das sich Erwachsene – und besonders ihre Bezugspersonen - von ihnen machen, Auskunft darüber, was sie sich zutrauen dürfen und was andere ihnen zutrauen zu werden.

Die Kunst der Prävention besteht nun darin, Kritik und die Benennung von Mängeln immer mit der Perspektive einer Entwicklung zu verbinden, so dass sie den entstehenden „Zukunftskorridor“, der über die gegenwärtige Problemsituation hinausweist, immer erkennen können. Alles, was von Elternhaus, Schule oder Öffentlichkeit an junge Menschen herangetragen wird, ist ein Signal darüber, was sich die Gesellschaft als Ganzes unter der Zukunft der Jugend vorstellt (Es wäre durchaus sinnvoll, die Vorstellung sozialen Zusammenlebens in unserer Gesellschaft, die in Talkshows, Castingshows oder Dokusoaps über die Bildschirme vermittelt wird, einmal unter diesem

Aspekt zu betrachten). Junge Menschen brauchen das Gefühl, willkommen zu sein, gebraucht zu werden, nicht nur verwöhnt und entmündigt zu werden oder dauerhaft Gegenstand ärztlicher Bemühungen zu sein. Hartmut von Hentig spricht hier eindrucksvoll von der „nützlichen Erfahrung nützlich zu sein“.

Der Dreh- und Angelpunkt für Prävention als „Vorausgehen“ sind die Erfahrungen, die junge Menschen mit den Erwachsenen machen. Damit ist die Kernfrage, die nach der Gemeinschaft, in der wir leben wollen, nach unseren eigenen Vorstellungen und Werten. Eine Haltung der Skepsis als Antwort wird nicht genügen, denn „...Die Energie des Veränderungswillens setzt die dezidierte Überzeugung voraus, dass es anders besser wäre. Andernfalls gilt: Was man hat, das hat man; was man stattdessen bekommt weiß man nicht. Mit solcher Skepsis kann man überleben.. Man kann jedoch nichts weitergeben, ohne die Überzeugung...dass etwas es wert ist, weitergegeben zu werden.“ (R. Spaemann, a.a.O.)

Wenn wir Prävention lediglich als ein „Vorbeugen negativer Entwicklungen oder Vermeiden der Folgen solcher Entwicklungen“ verstehen, werden wir nicht die motivierende Kraft entwickeln, die nur aus einem Beziehungsgeschehen entstehen kann und jungen Menschen den „Korridor“ in eine gewaltfreie Zukunft weist.

Unabdingbare Voraussetzung einer jeden Beziehung aber ist, dass sich die erwachsene Bezugsperson „zeigt“, dass sie „da“ ist. Nicht gewissermaßen als „Mensch ohne Eigenschaften“, der zugunsten einer Haltung der „political correctness“ eigene Überzeugungen abstreift. „Identitätslose Unangreifbarkeit auf Kosten persönlicher Eigenart ist der Totengraber jeder Bildung und Erziehung.“ (J. Bauer, a.a.O.)

Viel wichtiger als Perfektion ist es, eigene Überzeugungen zu haben und auch erkennbar zu machen. Erst die eigene Begeisterung wirkt „ansteckend“, kann das Gegenüber motivieren und ist die Basis jeder Beziehung.

„Wir können sie (erg. Überzeugungen) uns nicht zum Zweck der Erziehung einfach zulegen. Im Grunde muss man sich erst einmal fragen, wie man selbst leben will und lebt, ehe man über Erziehung reden kann...junge Menschen weisen die Zumutung zurück, sie sollten etwas tun oder lassen, nur weil es uns gefällt. Nein, entweder wir können ihnen unsere Zumutungen als vernünftig einsichtig machen beziehungsweise sie fühlen lassen, dass sie aus unserer wirklichen Überzeugung stammen, oder sie haben das gute Recht, sie à limine von sich zu weisen.“ (R. Spaemann, 1978).

Gewaltprävention, verstanden als „Vorausgehen“, nicht als „Zuvorkommen“, hat die Chance durch Beziehung und Bindung als dem Kern der menschlichen Motivation die Kraft zu entfalten, die zu nachhaltigen Veränderungen führen kann.

Literatur:

Bauer, Joachim; Lob der Schule, München 2008

Ders; Schmerzgrenze, München 2011

A. Bandura/ R. H. Walters; in A. Schmidt-Mummendey/ H.-D. Schmidt (Hg); Aggressives Verhalten, München 1972

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Pressemitteilung 22.03.2004

Dodge K. A., Bates, J. F., Pettit G.R.; Mechanism in the Circle of Violence, Science 250, 1990

Feltes, Th.; Verhaltenssteuerung durch Prävention, 1993

Kunczik, M.; Zipfel A.; Gewalttätig durch Medien, in“ Politik und Zeitgeschichte“, 2002

Lösel, F. in Melzer, W., Schwing H.-D.; Gewaltprävention in der Schule Baden-Baden 2004

Inhalt

Vorwort	1
I. Der 19. Deutsche Präventionstag im Überblick	
<i>Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner</i> Karlsruher Erklärung	5
<i>Erich Marks / Karla Schmitz</i> Zusammenfassende Gesamtdarstellung des 19. Deutschen Präventionstages	11
<i>Erich Marks</i> Zur Eröffnung des 19. Deutschen Präventionstages in Karlsruhe	43
<i>Wiebke Steffen</i> Gutachten für den 19. Deutschen Präventionstag: Prävention braucht Praxis, Politik und Wissenschaft	53
<i>Rainer Strobl / Christoph Schüle / Olaf Lobermeier</i> Evaluation des 19. Deutschen Präventionstages	149
<i>Erich Marks / Wiebke Steffen</i> Memorandum zur Gründung eines Nationalen Zentrums Kriminalprävention (NZK)	193
<i>Erich Marks</i> Der Deutsche Präventionstag - eine Zwischenbilanz 1993-2013	195
II. Praxisbeispiele und Forschungsberichte	
<i>Klaus Michael Beier</i> Vorbeugung sexuellen Kindesmissbrauchs	211
<i>Helmut Fünfsinn</i> Der Einfluss der gesamtgesellschaftlichen Kriminalprävention auf das Strafrecht	225
<i>Dieter Hermann</i> Kriminalprävention braucht Grundlagenforschung	245
<i>Harrie Jonkman</i> Was wissen wir und was können wir erreichen in der Präventionsarbeit für Jugendliche?	257

<i>Wolfgang Kahl</i> „Entwicklungsförderung & Gewaltprävention für junge Menschen“: Gelingensbedingungen und Nachhaltigkeit	279
<i>Stefan Kersting / Daniela Pollich</i> Kriminalitätsmonitor NRW	299
<i>Arthur Kreuzer</i> Ausweitung des Strafrechts auf dopende Sportler – ein sinnvoller Präventionsbeitrag?	313
<i>Helmut Kury</i> Kriminalprävention durch härtere Sanktionen?	323
<i>Gisela Mayer</i> Gewaltprävention – zur Praxis einer Theorie	363
<i>Viktor Mayer-Schönberger</i> Big Data – Chancen und Risiken in der Prävention	379
<i>Grygorii Moshak</i> Forschung und Prävention der Milizgewalt	387
III Autoren	395